

gests that Kant's argument is designed to show that "space and time are themselves grasped through a category-governed synthesis, and that therefore they will possess a category-determined structure" (199). Here, it would perhaps be more accurate to maintain that Kant aims to prove (or explain) that (or how) the categories are valid for spatio-temporally structured objects, given that the categories apply not to the form of intuition but to formal intuition. Again without offering an explanation, Dickerson does not discuss the second part of § 26 and the summary provided in § 27. An examination of the second half of § 26 may have saved him from another blunder, namely the assertion that Kant can say that As cause Bs whereas Hume can only say that they have been constantly conjoined. In fact, as Kant explains in § 26, the deduction only grounds a *'natura formaliter spectata'* but not also the special laws of nature so that Kant can only claim that As and Bs necessarily have causes. What these causes may specifically be can be discovered only empirically (see also A 206–207/B 252).

As an exegesis of Kant's text this book has a number of serious deficiencies. The strained reading of key passages mentioned above is one point. Insufficient is also Dickerson's examination of the rich historical context in which Kant wrote, even if one admits the potential limitations of such historical studies in view of the massive transformation to which Kant subjected the philosophical tradition. Dickerson discusses only some of the major philosophers (basically just Descartes, Leibniz, Berkeley, and Hume), omitting completely the many less well known thinkers whose writings Kant had read. One may also question the sense of 'refuting' at some length in an exegetical effort the works of authors who themselves were obviously not interested in exegesis (e.g. Strawson, Bennett). However, if there is some doubt about the value of this book as an exegesis, it does, when taken as a free interpretation, offer refreshingly new perspectives on Kant's text, especially on the concepts of 'representation' and 'grasping' as well as, within the context of the deduction, 'apperception'. It opens up a new approach to a notoriously difficult piece of philosophical writing and is bound to contribute in a positive manner to future discussions of it.

Vilem Mudroch, Zürich

Alfredo Ferrarin: *Saggezza, immaginazione e giudizio pratico. Studio su Aristotele e Kant*. Pisa: ETS 2004. 174 Seiten. ISBN 88-467-1097-5.

Der Kantforschung stehen in der Tat nur ganz wenige Bücher zur Verfügung, die die Namen von „Aristoteles“ und „Kant“ auf dem Titelblatt führen. Man denke vor allem an Albert Görlands *Aristoteles und Kant bezüglich der Idee der theoretischen Erkenntnis* (Gießen 1909), wobei auf die glückliche Komplementarität von Ferrarins Buch mit dem von Görland hinzuweisen ist (an sich auch ein Zeichen der Forschungsdürre auf diesem Gebiet), insofern sich ersteres auf Themen der praktischen Philosophie (Weisheit, Phantasie und praktische Urteile) und letzteres auf ein Problem der theoretischen Philosophie (das Problem der intellektuellen Erkenntnis) beschränken. Allerdings tauchen auch immer wieder Aufsätze (allerdings keine Bücher!) auf, die Kants Verhältnis zum Aristotelismus ansprechen. Man denke insbesondere an Giuseppe Micheli's „La terminologia aristotelico-scolastica e il lessico

kantiano“ (in: *La presenza dell'aristotelismo padovano nella filosofia della prima modernità*. Atti del Colloquio internazionale in memoria di Charles B. Schmitt [Padova, 4/6 settembre 2000]. Hrsg. von Gregorio Piaia. Rom/Padua 2002, 445–470).

Natürlich ist Ferrarin, der in Pisa den Lehrstuhl für Moralphilosophie innehat, zugleich aber als Altphilologe und Philosophiehistoriker außerordentlich versiert ist, nicht ohne Vorbereitung an dieses Unterfangen gegangen. Eine bewährte Vergleichsmethode verwendete er schon in seiner hochgelobten und in vielerlei Hinsicht maßgeblichen Monographie zu *Hegel and Aristotle* (Cambridge/New York 2001). Darüberhinaus hat er problemgeschichtlich an die Bestimmung der Rolle der Einbildungskraft bei Hobbes (*Artificio, desiderio, conoscenza di sé. Hobbes e i fondamenti antropologici della politica*, Pisa 2001; „Hobbes and Imagination“, in: *The Graduate Faculty Philosophy Journal* 24, 2003, 5–27) und bei Kant gearbeitet (er hat ein Buch in englischer Sprache in Vorbereitung mit dem Titel, *Kant and Imagination*). Nicht von ungefähr befassen sich die beiden letzten Kapitel des vorliegenden Bandes mit einer eingehenden Rekonstruktion der systematischen Rolle der Einbildungskraft bei Aristoteles und bei Kant.

Ferrarin beginnt mit einer kritischen Übersicht mancher Ansätze über die Aufstellung praktischer Urteile und die Rolle der Einbildungskraft aus dem vergangenen Jahrhundert. Er behandelt die Interpretation der *phronesis* bei Hannah Arendt (49), Martin Heidegger (52) – und zwar mit Bezug auf die kritischen Berichtigungen von Stanley Rosen (52) und Enrico Berti (57) – sowie natürlich Hans-Georg Gadamer (57). Im zweiten Kapitel widmet sich Ferrarin einigen in jüngster Zeit erfolgten Versuchen, Aristoteles und Kant zu vergleichen. Ferrarin ist betonterweise kein Konkordist und hält an der Unversöhnbarkeit zwischen den Grundvoraussetzungen von Aristoteles und Kant fest. Während sich in Hegels Werk eine Menge direkter Bezüge auf Aristoteles finden ließen, die eine Reihe von eigenständigen Eindrücken und Interpretationen zusammenstellen, sei dies bei Kant in keiner Weise möglich.

„Kant hat Aristoteles nicht gekannt. Man kann zwar nicht feststellen, ob er ihn je las, oder ob er sich für seine vage und oberflächige Kenntnis von Aristoteles auf die in den Handbüchern seiner Zeit enthaltenen Materialien, besonders auf die von Brucker [*Historia critica philosophiae*] beschränkte, es ist aber eine kaum widerlegbare Tatsache, daß er in seinen Werken weder Kenntnis vom Werk des Aristoteles noch vor allem Interesse zeigt, es zu kennen. Man verfügt zwar über keine negativen Beweise, man kann aber auf bedeutenden Indizien von Kants Gleichgültigkeit gegenüber Aristoteles hinweisen“ (64).

Unter den zahlreichen von Ferrarin angeführten Beispielen für Kants Gleichgültigkeit gehört seine Verwendung in der *Metaphysik der Sitten* (MS, AA 06: 404, 432) der von Grotius im Umgang gestellten und von Garve wiederaufgenommenen Missdeutung des aristotelischen Tugendbegriffs in der Formel „der Tugend besteht in der richtigen Mitte“, die eine Reduktion der aristotelischen Weisheit auf prudenziellen Normen impliziert: Normen nämlich, die mit der Moral kaum etwas zu tun haben, und die man eher auf die Haushaltsführung anwenden soll (65). Kants Unwissen der klassischen Philosophie – betont Ferrarin – liefere keinen Grund für Tadel bzw. Genugtuung. Die Antike sei einfach „kein Thema für seine Philosophie gewesen, die noch keine Verbindung zwischen Wahrheit und Geschichte als Postulat annimmt“ (68). Die Philosophiegeschichte, setzt Ferrarin fort, sei zu Kants Lebzeiten kaum in Kurs gewesen. Damals hätte kein Philosoph, nicht einmal Leibniz,

an die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit den antiken Quellen gedacht. Vor allen Dingen hätte Kant kein Bedürfnis gehabt, seine eigene Philosophie von der Vergangenheit legitimiert zu sehen – wie es dagegen bei Hegel der Fall gewesen sei (ebd.). Ferrarin macht sich von daher Klaus Düsings Feststellung eigen, lediglich Cicero, Seneca und Diogenes Laertios seien die Autoren, aus denen Kant die „Sekten“ hervorschöpft, die die eudaimonistische Ethik vertreten (ebd.; vgl. Düsings Aufsatz: Das Problem des höchsten Gutes in Kants praktischer Philosophie, in: *Kant-Studien* 62, 1971, 5–42).

Er stimmt zwar zu, dass die Philosophiegeschichte in Königsberg nicht unter den philosophischen Lektionen geführt wurde, sie wurde es aber wohl unter den historischen (und zwar im letzten Semester eines Artistenstudiums – vgl. *Vorlesungsverzeichnisse der Universität Königsberg 1720–1804*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1999, XXXIV). Darüberhinaus lagen zu Kants Lebzeiten philosophiehistorische Forschungen alles andere als brach – die inzwischen zur Vollendung gebrachte, von Giovanni Santinello und für die letzten Bände von Gregorio Piaia geleitete *Storia delle storie generali della filosofia* (5 Bde., Padua 1982–2004) beweist dies. Giuseppe Micheli hat ferner bewiesen, dass Kant die Philosophiegeschichte doch eingehend problematisiert hatte (vgl. sein *Kant storico della filosofia*, Padua 1980). Schließlich kommt es in der Philosophie- bzw. Ideengeschichte nicht so sehr auf die Feststellung an, ob direkte Zitate vorhanden sind, sondern, ob ein Philosoph ein Segment einer Problem- bzw. Traditionsgeschichte für sich beansprucht habe. Man kann beispielsweise kaum bestreiten, dass die Habituslehre eine genuine aristotelische Lehre wäre, die Dank des Renaissance-Aristotelismus eine gewaltige Beachtung findet und von Kant weitergebracht wird. (Zu Kants Rolle in der Problemgeschichte der Habituslehre vgl. meinen Aufsatz: Kant on the Five Intellectual Virtues. In: *The Impact of Aristotelianism on Modern Philosophy*. Hrsg. von Riccardo Pozzo. Washington, D.C. 2004, 173–192.) Dasselbe kann man auch in Bezug auf die von G. Felicitas Munzel vorgelegten Ergebnisse gelten lassen, die auf eine Verbindung zwischen Kant und Aristoteles in der Charakterlehre hingewiesen hat (vgl. *Kant's Conception of Moral Character. The Critical Link of Morality, Anthropology, and Reflective Judgement*. Chicago 1999, 161–163). Allerdings ist Ferrarins Aristoteles *und* Kant erklärterweise kein philosophiehistorisches Buch; es ist also sein gutes Recht, von dem Kontext der unmittelbaren Rezeption einer Lehre zu abstrahieren. Es handelt sich um ein Buch, das in keiner Bibliothek fehlen dürfte, das uns vielmehr große Schritte in die Richtung eines immanenten Vergleiches von Kants systematischen Prämissen mit denen von Aristoteles machen lässt.

Riccardo Pozzo, Verona

Bernhard Milz: Der gesuchte Widerstreit. Die Antinomie in Kants Kritik der praktischen Vernunft. Berlin, New York: de Gruyter, 2002. 404 Seiten. ISBN 3-11-017044-2.

Die Studie möchte die Frage nach einem angemessenen Verständnis der Antinomie in der KpV „noch einmal aufrollen“ (1). Gegenüber einer Lesart, die sich in der Kantforschung des 20. Jahrhunderts durchgesetzt hat und am gründlichsten in M. Albrechts Dissertation aus dem Jahr 1978 dargelegt wurde, soll einem älteren